

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34

Eckhard Fuhr

JAGDLUST

Warum es schön, gut und vernünftig ist,
auf die Pirsch zu gehen

Mit farbigen Zeichnungen
von Cornelia Schleime



1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34

Für Monika

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

Quadriga Verlag, Berlin,
in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Originalausgabe

Copyright © 2012 by Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln

Umschlaggestaltung: toepferschumann.de
Umschlagmotiv: © Cornelia Schleime, Berlin,
aus »Die Flucht der Rammler«, Tusche auf Büttchen, 58 × 77 cm
Satz: Helmut Schaffer, Hofheim
Gesetzt aus der Adobe Caslon Pro
Druck und Einband: •• [N.N., Ort]

Printed in Germany
ISBN 978-3-86995-034-1

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter: www.quadrigaverlag.de

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34

INHALT

Fröhlich jagen	9
Der Jagdschein	19
Das Gewehr	31
Das Revier	43
Der Hund	61
Der Hirsch	77
Das Reh	97
Die Sau	113
Der Wolf	127
Der Hase und das Rebhuhn	153
Das Schüsseltreiben	171
Literatur: Lektürekompas für Jagdlustige	185
Zu den Abbildungen	191

FRÖHLICH JAGEN



Jagdgesellen

Ich brauche keinen Wecker. Mein Hund passt auf, dass ich nicht verschlafe. Schon am Abend, wenn ich meine Jagdsachen zurechtlege, die alte Cordhose, die Lodenjacke, die Gummistiefel, weiß er, was bevorsteht. Wahrscheinlich hat er ebenso unruhig geschlafen wie ich. Es ist Anfang September und um 5 Uhr noch stockdunkel. Bis Tagesanbruch bleibt mir eine gute halbe Stunde Zeit. Dann sollte ich auf dem Hochsitz sein.

Ich wohne im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg. Jagen will ich in den ehemaligen Rieselfeldern von Pankow, also fast vor der Haustür. Für dieses Gebiet besitze ich eine Jagderlaubnis der Berliner Forsten. Auf den Straßen meines Viertels sind am frühen Morgen die letzten Nachtschwärmer unterwegs. Selten ernte ich verdutzte Blicke, wenn ich mit Hund, Fernglas und Gewehr zu meinem Auto gehe. Noch nie bin ich angesprochen oder gar angepöbeln worden, selbst dann nicht, wenn ich meinen Wagen, der leicht als Jägerauto zu erkennen ist, vor dem hell erleuchteten veganen Supermarkt parke, nicht um zu provozieren, sondern weil die Parkplatznot keine andere Möglichkeit lässt. Berlin ist so voll schräger Gestalten, dass ich offenbar nicht weiter auffalle. Oder könnte es gar sein, dass selbst die hauptstädtischen Szenegänger, denen

Wald, Wild und Jagd doch wahrscheinlich eher fremd sind, es als ganz normal empfinden, wenn da einer im Morgengrauen zum Jagen geht?

Um 5.45 Uhr sitze ich auf dem Hochsitz, einer hohen Kanzel, von der ich einen guten Überblick habe über Wiesen, Feldgehölze und Schilfdickichte. Unter mir weiden Heckrinder, rückgezüchtete Auerochsen, die Urform unserer Hausrinder. Die schwarze Kuh trägt Respekt einflößende Hörner. Das Gelände wirkt ziemlich urtümlich, ist aber das Ergebnis von Landschaftsplanung jener Flächen, auf denen früher die Abwässer Berlins verrieselt und als Dünger verwendet wurden. Für Erholung suchende Städter ist es ebenso attraktiv wie für Wildschweine und Rehe. Fasanenhähne rufen, ein Fuchs geht auf die Mäusejagd, ein Dachs sucht nach Würmern und Schnecken. Das Regiment führen am Ende eines verregneten Sommers frühmorgens hier allerdings die Mücken. Da hilft nur Autan, auch wenn das den Genuss der würzigen Morgenluft erheblich einschränkt. Aber ich bin ja nicht hier, um mit allen Sinnen die Schönheit eines anbrechenden Spätsommertages zu schlürfen. Ich bin zum Jagen hier. Ich will Beute machen.

An diesem Morgen muss ich nicht lange warten. Von der Mönchmühler Straße her – früher verlief nicht weit von hier die Mauer – zieht im ersten Licht eine Rehgeiß mit ihrem Kitz in die Pferdekoppel vor mir. Wenn ich jetzt schieße, dann erst das Kitz und dann die Geiß. So lautet die Regel. Rehkitze sind im September keine weiß gefleckten Bambis mehr. Das Kindchenschema ist kaum noch ausgeprägt. Vor mir habe ich den zartesten Braten, den man sich vorstel-

len kann. Das Fadenkreuz meines Zielfernrohrs steht ruhig hinter dem Schulterblatt des Kitzes. Den Schuss hört das Kitz nicht mehr. Seine Mutter bleibt nach ein paar Sätzen stehen. Ich habe inzwischen nachgeladen und schieße auch sie tot. Die Abschussquoten bei Rehen sind ziemlich hoch. Will man sie erfüllen, muss man jede Chance nutzen. Außerdem ist es besser, bei einer Jagd viel statt bei vielen Jagden wenig Beute zu machen. Das reduziert den Stress für das Wild, und es wird nicht so scheu. Wenn man zu oft jagt, bekommt man irgendwann überhaupt kein Wild mehr zu Gesicht.

Es wird schon warm. Ich kann mir nicht die Zeit nehmen, von meinem Hochsitz aus zu beobachten, wie die Stadt wach wird. Im Minutentakt schweben Flugzeuge nach Tegel ein. Im Märkischen Viertel sind längst die Lichter an. Der Fernsehturm am Alexanderplatz blinkt in der aufgehenden Sonne. Auf dem Schotterweg hinter mir höre ich die ersten Jogger keuchen. Ich muss die Rehe jetzt aufbrechen, also ausnehmen, und möglichst schnell in die Kühlkammer der Försterei bringen. Zuerst schneide ich das Fell längs an der Unterseite des Halses auf, trenne die Gurgel über dem Kehlkopf ab, löse die Speise- von der Luftröhre und verknote sie, damit der spinatgrüne Panseninhalt nicht auslaufen kann.

Anschließend öffne ich vorsichtig die Bauchdecke, ziehe Pansen und Därme zur Seite und zertrenne mit einem langen Schnitt das Brustbein. Nun muss ich nur noch das Schloss, die Beckennaht, öffnen. Dabei ist Vorsicht geboten. Man darf das Wildbret der Keulen nicht zerschneiden. Das würde edle Bratenteile ent-

werten. Am Ende ziehe ich die gesamten Innereien an einem Stück heraus. Die Leber packe ich in eine Plastiktüte. Die gibt es am Abend mit Apfelscheiben und Zwiebeln. Herz und Nieren nehme ich ebenfalls mit. Den Pansen wird der Hund bekommen. Der Rest ist für die Füchse und Dachse. In der Försterei befestige ich an jedem Reh eine Wildmarke und trage Ort und Zeitpunkt der Erlegung in ein Wildbuch ein. Das Kitz werde ich kaufen, ihm in ein paar Tagen das Fell abziehen und es zerlegen. Seine Mutter wird bald auf der Speisekarte eines Restaurants stehen.

Als ich nach Hause komme, sind die Cafés in der Nachbarschaft schon von Latte-macchiato-Müttern bevölkert. In technisch hochgerüsteten Kinderwagen brabbeln die Säuglinge. Milchiger Friede liegt über der Szenerie. Ich verberge meine vom Blut noch nicht ganz gereinigten Hände diskret in den Hosentaschen. Wenn die wüssten, was ich gerade getan habe, geht es mir durch den Kopf. Ja, was wäre dann? Was würde ich denn antworten, wenn eine dieser jungen Mütter mich zornig funkelnden Blickes fragte, ob ich nichts Besseres zu tun habe, als eine Rehmama und ihr Kind zu morden? Nein, müsste ich antworten, das ist wirklich das Beste, was man tun kann. Und ich würde hinzufügen: Niemand liebt Rehe mehr als ich, lebende ebenso wie gebratene.

Ich töte nicht gedankenlos. Mir ist klar, dass ich nicht auf biomechanische Automaten schieße, sondern auf Lebewesen, zu denen der Mensch in den Jahrtausenden seiner Kulturgeschichte eine innige Beziehung entwickelt hat. Die Jagd ist ein Teil dieser Geschichte. Ein Gang ins nächste kunsthistorische Museum führt

das anschaulich vor Augen. Ich bin mit vielen Tieren groß geworden, mit solchen, die nur zum Liebhaben da waren, und solchen, die auch gegessen wurden. Als Junge gründete ich einen »Tierschutzverein« und prangerte mit selbst gemalten Plakaten das Leid von Kettenhunden an. Ich schlachtete aber auch unsere Hühner. Ich versuchte, aus dem Nest gefallene Vögel großzuziehen, und schoss, was damals noch erlaubt war, mit dem Luftgewehr die Stare aus den Obstbäumen. Ich empfand meine tiefe Empathie für Tiere und meine frühe Gewöhnung daran, sie zu töten, nie als Widerspruch. Daran hat sich nichts geändert.

Ein Leben ohne Tiere empfände ich als arm. Ich suche ihre Nähe. Wenigstens mein Hund muss immer greifbar sein, sonst fehlt mir etwas. Die Gerüche der Tiere schmeicheln meiner Nase. Wildschweine riechen nach Maggi, Füchse nach Gewürznelke und Hirsche in der Brunft nach Moschus. Die Schönheit der Tiere macht mich oft sprachlos. Ich bewundere ihre Schläue, ihre Überlebenskunst. Ihr Fleisch esse ich gern. Deshalb töte ich manchmal eines.

Das mag nun manchem zu abgeklärt klingen. Gibt es da nicht die Jagdpassion, den Beutetrieb, den Nervenkitzel, die Lust am Töten? Ich gebe zu: Jagd ist aufregend. Ein wild lebendes Tier zu erbeuten ist etwas anderes, als eine alte Henne mit dem Hackebeil in ein Suppenhuhn zu verwandeln. Auch nach vielen Jahren habe ich manchmal noch mit dem Jagdfieber zu kämpfen. Pulsfrequenz und Adrenalin Spiegel steigen, wenn sich jagdbares Wild zeigt. Das Schießen verlangt Selbstbeherrschung. Wenn man vor Aufregung zittert und das Fadenkreuz mit jedem Pulsschlag wild auf

dem Ziel herumhüpft, sollte man es sein lassen. So schlimm ist es zum Glück selten. Ich schaffe es meistens, die nötige Ruhe zu bewahren. Mit den Jahren gewinnt man Routine. Wenn das tote Reh oder Wildschwein gefunden ist, merke ich aber doch, wie groß die Anspannung war. Das Gefühl der Erleichterung und der inneren Zufriedenheit können einen dann über lange Strecken grauen Alltags tragen.

Zur philosophischen Jagdfolklore gehört die Idee, dass der moderne Jäger tief in den Brunnen der Menschheitsgeschichte hinabsteige und in ein archaisches Triebgeschehen eintauche, was ihm Heilung von allen möglichen Zivilisationsgebrechen verschaffe. Der spanische Philosoph José Ortega y Gasset hat mit seinen *Meditationen über die Jagd* diesen Topos vor 70 Jahren äußerst wirksam in die Welt gesetzt. Die Heerschar seiner Epigonen in der jagdphilosophischen Literatur schreibt es ihm nach. Ich widerspreche der Behauptung, dass die Jagd ein emotionaler Ausnahmezustand und gewissermaßen ein Urlaub von der modernen Zeitgenossenschaft sei. In meinen Augen ist sie ein Handwerk, das eng mit der Land- und Forstwirtschaft verbunden ist und von jedem erlernt werden kann. Man muss dazu nicht auf irgendeine geheimnisvolle Weise berufen sein. Wer die Jagd ernst nimmt, der ist allerdings rund um die Uhr Jäger, auch wenn er gerade nicht jagt. Er sieht die Landschaft mit anderen, eben mit Jägeraugen. Wenn sie auf einer Zugfahrt vorbeirauscht, entgeht mir kein Reh. Und Mitleid mit dem Jagdpächter steigt in mir auf beim Anblick umgegrabener Viehweiden. Das waren die Wildschweine. Es wird teuer für den Jäger.

Nichtjäger geben sich leicht mit der Erklärung zufrieden, die Jagd sei ein wunderbarer Ausgleich für den Stress des modernen Berufslebens. Kraft tanken im Morgengrauen, Abspannen im Abendrot. So ist es nicht. Oder das ist nicht alles. Wenn es mir um Erholung in der Natur ginge, würde ich Golf spielen, wenn ich mich mit diesem Sport anfreunden könnte, was mir schwerfiele. Einen kleinen Ball durch eine weite Landschaft zu jagen, die ausschließlich zum Spielen da ist, das ist für mein im Kern doch noch bäuerliches Gemüt fast eine Beleidigung. Jagd dagegen ist Sinn schlechthin. Sie ist die Urform der Arbeit. Jagen ist keine Neben-, sondern eine Hauptsache.

Gejagt wird in Deutschland überall außerhalb geschlossener Ortschaften. Das Netz der Jagdbezirke – darauf kommen wir noch ausführlich – ist nahezu lückenlos. Für jeden Jagdbezirk wird von den Jagdbehörden der Landkreise und kreisfreien Städte ein Abschussplan festgesetzt, der erfüllt werden muss. Er gilt für Rehwild, das überall vorkommt, und für die anderen nur in bestimmten Gebieten vorkommenden Schalenwildarten (das sind die Huftiere) wie Rotwild, Damwild oder Muffelwild.

Für Wildschweine werden keine Quoten festgelegt. Sie müssen überall so bejagt werden, dass die Schäden in der Landwirtschaft möglichst gering bleiben. Das heißt, man muss so viele wie möglich schießen. Es gibt also so etwas wie eine Jagdpflicht. Und neben der Land- und Forstwirtschaft bestimmt die Jagd nicht unerheblich das Aussehen unserer Landschaft. Die forstlich überall angestrebte Umwandlung von Nadelholz-Monokulturen in Mischwälder gelingt

zum Beispiel nur, wenn Rehe und Hirsche mit der
Büchse kurzgehalten werden. In den Maisdschungeln,
die im Zuge der Energiewende immer größere Flä-
chen beanspruchen, müssen Schussschneisen angelegt
werden, um die Wildschweine zu dezimieren. Aber
diese Schneisen können zu blühenden Bändern der
Artenvielfalt in der Maiswüste werden.

Ich komme vom Land, ich lebe und arbeite zurzeit
in der Stadt. Die Jagd ist die Nabelschnur, die mich
mit meiner Herkunft verbindet. Durch sie erfahre ich,
was auf dem Land, in der Land- und Forstwirtschaft
geschieht. Das dürfte eigentlich keinem mündigen
Staatsbürger gleichgültig sein, denn es ist entscheidend
für die künftigen Lebensmöglichkeiten auch des ur-
bansten Postmaterialisten und Internetbewohners.

Nicht nur für den einzelnen Jäger ist die Jagd also
mehr als eine Nebensache. Sie ist für die gesamte
Gesellschaft von einiger Relevanz, was auf dem Land
den meisten noch klar ist, in den Großstädten aber in
Vergessenheit zu geraten droht. Viele Städter sehen in
der Jagd einen absterbenden Zweig der Folklore, dem
man keine Träne nachweinen muss. Leider präsentie-
ren sich die Jäger manchmal auch so, dass sie dieses
Fehlurteil geradezu herausfordern. Manche gefallen
sich in der Rolle der letzten Mohikaner echter Natur-
verbundenheit und klagen über den Niedergang des
edlen Waidwerks. Aber erstaunlicherweise vermehren
sich die Mohikaner. Es gibt heute rund 350 000 Jäger
in Deutschland, mehr als je zuvor. Sie erlegen so viele
Rehe, Wildschweine und Hirsche pro Jahr wie noch
nie, seit es eine Jagdstatistik gibt. Die Jahresstrecken
dieser Wildarten betragen ein Mehrfaches dessen, was

vor 1945 in Deutschland erlegt wurde, zu dem damals
noch jägerische Traumländer wie Ostpreußen, Pom-
mern und Schlesien gehörten.

Milde Winter, üppiger Stickstoffeintrag aus der Luft,
die großen Sturmschäden der vergangenen Jahrzehnte
und die Nachfolgevegetation in zusammengebrochenen
Nadelholzbeständen, die explosionsartige Zunahme
des Maisanbaus: All das hat die Lebensbedingungen
der großen Pflanzenfresser optimiert. Wahrscheinlich
ziehen heute so viele Huftiere durch Deutschlands Feld
und Flur wie noch nie in der Geschichte. Auch man-
che Vogelarten profitieren von der intensiven Land-
wirtschaft. Wildgänse und Ringeltauben fallen wie
Mückenschwärme in die Felder ein. Und Totgesagte
leben länger. Der zeitweilig schon auf die Rote Liste
gesetzte Hase behauptet sich erstaunlich gut und ist
in Gebieten, wo er fast verschwunden war, wieder im
Kommen. In Berlin ist die Hasenjagd leider verboten.
Hasen gäbe es genug. Der Fuchs hat als kleiner Räuber
längst Gesellschaft von Waschbär und Marderhund
bekommen. Und die großen Räuber, der Wolf, der
Luchs, der Bär, sie kommen wieder, ob wir wollen oder
nicht. Das soll man Niedergang nennen? Die Jagd hat
kein Problem mit dem Mangel, sondern mit der Fülle.
Es gibt gar nicht genug Jäger, um all die Erwartungen
zu erfüllen, die an die Jagd gestellt werden, wenn es
darum geht, ein hohes Wildtiervorkommen in einem
dicht besiedelten und größtenteils landwirtschaftlich
intensiv genutzten Industrieland zu kontrollieren. Aber
dass es so viel Wild gibt, kann doch kein Grund für
Traurigkeit oder gar Untergangsstimmung sein. Es ist
ein Anlass, fröhlich zu jagen.

Viele Menschen nehmen die Natur nur noch als sterbende Schönheit wahr. Interessant ist für sie nur, was vom Aussterben bedroht ist. Das Attribut »vom Aussterben bedroht« klebt an manchen inzwischen wieder weitverbreiteten Tierarten, zum Beispiel dem Fischotter oder der Wildkatze, wie der Titel »Bahnchef« an Hartmut Mehdorn. Wer nur bedrohte Arten kennt, der hält es schon für einen Frevel, in der Natur überhaupt etwas anzufassen, sich etwas anzueignen, die Natur zu nutzen. Beim Jagen macht man die tröstliche Erfahrung, dass »die Natur« kein kümmerndes Pflänzchen ist, das gehätschelt werden muss. Was immer der Mensch in ihr anrichtet, sie findet immer wieder Antworten, die uns überraschen und vor neue Herausforderungen stellen. Die Jagd, meine grüne Leidenschaft, sie hat eine große Zukunft.

DER JAGDSCHEIN

Er ist nicht alles. Aber ohne ihn ist alles nichts. Lindgrün ist das 16 Seiten starke Heftchen im Oktavformat. Nichts daran ist vom Computer lesbar, nirgendwo findet sich ein Chip. Stolz hält sich der Jagdschein abseits von der Masse der Bank-, Kredit- und Krankenversicherungskarten, die furchtbar bunt sein müssen, damit sie sich voneinander unterscheiden. Sie sind alle nur Datenträger, die erst dann etwas zu sagen haben, wenn sie über ein Lesegerät an eine ferne, große, unheimliche Datenbank angeschlossen sind. Für sich sprechen die Plastikkarten nur sehr wenig. Sie dienen ausschließlich dem Zweck, die Individualität ihrer Besitzer digital zu verflüssigen und sie in die Netzwerke der Informations- und Überwachungsgesellschaft einzuspeisen. Je mehr Kärtchen einer besitzt, desto tiefer steckt er drin. Die eigentlichen Personaldokumente, Personalausweis und Reisepass, tragen stofflich zwar noch deutlicher etwas von der Würde und Einzigartigkeit des Individuums in sich. Doch auch sie unterliegen dem Trend zur Miniaturisierung und Digitalisierung. Der »Perso« ist schon beim Scheckkartenformat angelangt. Mein alter, noch nicht geschrumpfter gilt glücklicherweise noch einige Jahre. Irgendwann wird der Personalausweis zum Chip werden, der jedem Neugeborenen hinterm